

Die Macht der Dinge. Zur Beharrlichkeit musealer Ordnungen

Kaum ein anderer Museumstyp ist in den letzten Jahren so sehr im Umbruch wie das ethnologische Museum. So oder ähnlich zumindest lautet das Motto von Tagungen, Sammelbänden oder Aufsätzen, die sich mit ethnologischen Museen beschäftigen.¹ In der Tat zeigt die mittlerweile Jahrzehnte währende Diskussion über das enge Verhältnis zwischen völkerkundlicher Museumspraxis und Kolonialismus auch im deutschsprachigen Raum Effekte. Wenn die kanadische Museumstheoretikerin Ruth B. Philipps in ihrer Analyse zweier nord-amerikanischer Museen von einem »global movement toward a post-colonial museology powered by the anticolonial activism of Indigenous peoples in informal alliance with academic poststructuralist critics of museum representation«² spricht, dann gilt dies mindestens auch insofern für hiesige Kontexte, als sich Museen zunehmend an diesen

1 Vgl. bspw. den vorbereitenden Text zu einer internationalen Tagung in Oxford von Claire Harris und Michael O'Hanlon, The future of the ethnographic museum, in: Anthropology Today 29/1, 2013, S. 8–12.

2 Ruth B. Phillips, Inside Out and Outside In. Re-Presenting Native North America at the Canadian Museum of Civilization and the National Museum of the American Indian, in: Amy Lonetree/Amy Amanda J. Cobb (Hg.), The National Museum of the American Indian: Critical Conversations, Lincoln/London 2008, S. 405–430, S. 406.



Foto: Friedrich von Bose

internationalen Debatten und Entwicklungen messen lassen müssen. Die Neueröffnungen der letzten Jahre zeigen, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, wie stark das Reformbedürfnis auch aufseiten der Institutionen selbst ist.³ Die transnational geführte Auseinander-

3 Vgl. für eine überblicksartige Diskussion im Kontext der internationalen Debatten: Larissa Förster, Öffentliche Kulturinstitution, internationale Forschungsstätte und postkoloniale Kontaktzone. Was ist ethno am ethnologischen Museum?, in: Thomas Bierschenk/Matthias Krings/Carola Lentz (Hg.), *Ethnologie im 21. Jahrhundert*, Berlin 2013, S. 189–210.

setzung um den historischen Ballast der Völkerkundemuseen und die Notwendigkeit der Institutionen, sich in einem selbstreflexiven Verhältnis zu ihrer eigenen Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte neu zu positionieren, ist insofern zunehmend zu einem wichtigen Referenzrahmen geworden.

Am deutlichsten zeigt sich die Herausforderung der Museen, das Verhältnis zu ihrer eigenen Institutionengeschichte neu zu bestimmen, an der Anforderung einer Reformulierung des Umgangs mit den Sammlungen selbst. Allein die unvorstellbare Menge der in den Depots lagernden Objekte zeugt von der historischen Relevanz der kolonialen Infrastrukturen für ihre Beschaffung. Sie haben, um mit Rodney Harrison zu sprechen, neben ihrem physischen ›Gewicht‹ auch ein großes politisches Gewicht, »in the sense that they come to symbolize or stand in for various imperial and colonial processes, which underlie their presence in museum collections.«⁴ In vielen Museen sind bis heute ganze Sammlungskonvolute weitgehend unerforscht geblieben. Es sind also noch immer die Konsequenzen der *salvage anthropology* und der Standortbehauptung der Museen auf Basis ihres Besitzes der meisten und *besten* Objekte an vielen Orten spürbar. Aus dieser Geschichte ergibt sich einerseits die drängende Frage nach der Legitimität der gegenwärtigen Besitzverhältnisse. Auf der anderen Seite stehen Diskussionen über einen Umgang mit den Objekten, der diese nicht lediglich als passive Bedeutungsträger oder stumme Zeugen sieht, sondern der ihre Sperrigkeit, ihr *Eigenleben* anerkennt oder sich für ihre *Biografien* interessiert.

Solche Zugänge haben sich bereits seit langem in der Ethnologie und den Sozialwissenschaften als fruchtbar erwiesen.⁵ Sie ermöglichen, die Sammlungen nicht lediglich als passives *Material* zu

4 Rodney Harrison, Reassembling Ethnographic Museum Collections, in: ders./Sarah Byrne/Anne Clarke (Hg.), Reassembling the Collection. Ethnographic Museums and Indigenous Agency, Santa Fe 2013, S. 3–35, S. 5.

5 Der Begriff der Objektbiografie geht zurück auf die grundlegenden Überlegungen von Igor Kopytoff, dass auch Objekte Geschichten akkumulieren. Ders., The cultural biography of things: commoditization as process, in: Arjun Appadurai (Hg.), The Social Life of Things. Commodities in Cross-Cultural Perspective, Cambridge 1986, S. 64–91.

betrachten, das in den Museen noch immer oftmals als Ausweis der Andersheit seiner Herkunftsgesellschaften dient. Sie befähigen vielmehr zu einer Perspektivierung der Wissenschafts- und Museumsge-schichten, die der historischen Hervorbringung der Objekte als Ethnographika zugrunde liegen, ohne diese auf den eurozentristischen Wissens- und Repräsentationsgestus zu reduzieren. Sie fordern damit nicht zuletzt auch dazu heraus, die Bedingungen des Ausstellungs-raums in epistemologischer wie methodologischer Weise neu zu befragen. Sie betrachten Objekte eben als mehr als bloße Zeugen – sondern vielmehr als Gegen-Stände mit dem Potenzial der Ohrfeige, wie es Lorraine Daston formuliert hat: »they possess the self-evidence of a slap in the face«⁶. Dinge als Akteure zu betrachten, mit all ihrer Eigenwillig- und Widerständigkeit, stellt einen starken Bruch mit dem klassischen musealen Objektverständnis dar. Die paradigmatische »Tücke des Objekts«⁷ kann dabei als Erfahrung ganz aus dem Alltag gegriffen sein, wie der Schriftsteller und Ästhetiktheoretiker Friedrich Theodor Vischer in seinem 1879 erschienen Roman *Auch Einer* eindrücklich beschreibt: »Das Objekt liebt in seinem Teufelshumor namentlich das Verschlupfspiel. [...] Zum Beispiel rotbraunes Brillen-futteral versteckt sich auf rotbraunem Möbel; doch Haupttücke des Objekts ist, an den Rand kriechen und sich von da von der Höhe fallen lassen, aus der Hand gleiten – du vergisst dich kaum einen Augenblick und ratsch –«⁸. Ein solches Verständnis lässt nicht mehr so einfach trennen zwischen aktiven Betrachtersubjekten und passiven Objekten.

Die hier nur angedeuteten Herausforderungen des *klassischen* Umgangs mit materieller Kultur im Museum sind gerade für den ethnologischen Museumskontext besonders wichtig. Denn sie

6 Lorraine Daston, Introduction: The Coming into Being of Scientific Objects, in: dies. (Hg.), *Biographies of Scientific Objects*, Chicago 2000, S. 1–14, S. 2.

7 Katharina Ferus/Dietmar Rübel (Hg.), »Die Tücke des Objekts«: Vom Umgang mit Dingen, Berlin 2009. Vgl. für eine wissenschafts- und ausstellungsgeschichtliche Einordnung der »Tücke des Objekts«: Anke te Heesen/Petra Lutz, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*, Köln u. a. 2005, S. 11–23.

8 Friedrich Theodor Fischer, *Auch Einer*. Eine Reisebekanntschaft. Bd. 1, Stuttgart u. a. 1879, S. 33–34.

zwingen geradezu dazu, das tradierte Verhältnis zwischen Kurator_innenschaft und zu betreuender Sammlung aufzubrechen und auch neue Zugänge und Praktiken der Verwaltung und Ausstellung von Museumssammlungen zu erproben.⁹ Während die theoretische Debatte gerade mit Blick auf ethnologische Sammlungen seit langem und intensiv geführt wird, verharret die große Mehrheit der Museen jedoch weiterhin in einem Repräsentationsmodus, der sich dem Paradigma des objektzentrierten Ausstellungsdisplays verschreibt und die Objekte vor allem als Statthalter anderer kultureller Kontexte behandelt.¹⁰ Diese Diskrepanz kann meines Erachtens nur anhand eines genaueren kulturalistischen Blickes auf die spezifischen institutionellen und kulturpolitischen Logiken erklärt werden, die dem Festhalten am *klassischen* Objektverständnis zugrunde liegen. Diesen möchte ich zumindest cursorisch auf den Planungsprozess des Berliner Humboldt-Forums richten, den ich über mehrere Jahre hinweg ethnografisch beforscht habe.¹¹ Die Entstehung einer so großen Institution bietet sich für eine solche Perspektive besonders an, denn nirgends sonst als in den Aushandlungsprozessen eines solchen Kulturprojekts werden die institutionellen wie musealen Logiken derart sichtbar.

- 9 Harrisons Adaption des Begriffs der *assemblage* für ein Programm des *reassembling* ethnografischer Sammlungen ist hier sehr interessant, sprengt aber leider den Rahmen meiner Diskussion. Siehe Harrison 2013, insbes. S. 18–22.
- 10 So hat es Ruth B. Phillips in ihrer Analyse mehrerer neukonzipierter ethnologischer Museen in Großbritannien und den USA herausgearbeitet. Ruth B. Phillips, *Exhibiting Africa after Modernism: Globalization, Pluralism, and the Persistent Paradigms of Art and Artifact*, in: Griselda Pollock (Hg.), *Museums after Modernism. Strategies of Engagement*, Malden u. a. 2007, S. 80–103. Resümierend fragt Phillips: »Why, in the light of three decades of post-structuralist and postcolonial critique, do these object-centered and objectifying modes of installation continue to retain their exclusive holds on museum display?« (Ebenda, S. 98.)
- 11 Die Publikation ist momentan in Arbeit, sie trägt den Arbeitstitel »Displays des Kolonialen. Eine Ethnographie des »Making-of« des Berliner Humboldt-Forums«. Vgl. zum Planungsprozess des Humboldt-Forums unter der Perspektive stadtpolitischer und museumstheoretischer Debatten auch: Friedrich von Bose, *The Making of Berlin's Humboldt-Forum: Negotiating History and the Cultural Politics of Place*, in: *darkmatter journal* 11: *Afterlives*, www.darkmatter101.org.

Die Dominanz der Masse

Die offiziellen Bewerbungsrhetoriken des Berliner Humboldt-Forums sind davon getragen, die Größe der außereuropäische Sammlungen hervorzuheben, die nach der geplanten Fertigstellung des Wiederaufbaus des Schlosses ab 2019 dort ausgestellt werden sollen. In der Mehrheit der Projektdarstellungen, die sich auf den Einzug des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst ins wieder aufgebaute Stadtschloss beziehen, wird die Bedeutung der Sammlungen über die Anzahl der in ihnen zusammengeführten Objekte ausgewiesen. So werden die »großen Regionalsammlungen« des Ethnologischen Museums in einem Projektreader im Jahr 2009 so aufgezählt: »Afrika (75.000), Amerika (Indianer Nordamerikas und Tieflandindianer Sudamerikas, ca. 65.000), Archäologie Mesoamerikas und des Andenhochlandes (ca. 122.000 Objekte), Ost- und Nordasien (China, Japan, Korea, Tibet und Mongolei, ca. 45.000 Objekte), Süd- und Südostasien (Indien bis Philippinen ca. 35.000 Objekte), islamischer Orient (ca. 20.000 Objekte) sowie Australien und Ozeanien (ca. 60.000 Objekte).«¹² Nicht nur werden hier die kolonialen Fremdbezeichnungen wie »Indianer« unhinterfragt bemüht, sondern die Bedeutung der jeweiligen Sammlung wird zuvorderst über die Anzahl ihrer Objekte ausgewiesen. Die immerwährenden Betonungen der Anzahl der Objekte, mit denen ein Kontinent, eine Region oder Religion *abgedeckt* wird, suggerieren das Versprechen einer *vollständigen* Repräsentation.

Auch viele andere Statements sind von dieser Logik angetrieben. Dabei ist natürlich genau dies auch Einfallstor für Kritik an einem »schamlosen Diskurs der Besitzenden« (Kazeem 2009), nach dem die schiere Masse der in Berlin lagernden – und in ihrer großen Mehrheit noch nie ausgestellten – Objektbestände offensichtlich kein Problem darstellt. Die Museen werden tatsächlich immer wieder mit der sich hierin artikulierenden Problematik konfrontiert. So sorgte

12 Hermann Parzinger/Michael Eissenhauer/Viola König/Raffael Gadebusch, Die außereuropäischen Sammlungen der Staatlichen Museen zu Berlin-Preußischer Kulturbesitz im Humboldt-Forum, in: Thomas Flierl/Hermann Parzinger (Hg.), Die kulturelle Mitte der Hauptstadt. Projekt Humboldt-Forum in Berlin, Berlin 2009, S. 26–31, S. 29.

eine kleine Anfrage der Berliner Grünen-Abgeordneten Clara Herrmann im Juli 2013, also kurz vor den Sommerferien, im Ethnologischen Museum für Aufregung. Unter dem Titel »(Postkoloniale) Auseinandersetzung mit dem Humboldt-Forum«¹³ fragte Herrmann nach der Anzahl der aus den deutschen Kolonialgebieten stammenden Objekte sowie nach Art und Umfang der bisherigen Erforschung ihrer Erwerbsgeschichte. Der damalige Kulturstatssekretär André Schmitz, der im Namen des Regierenden Bürgermeisters auf die Anfrage reagierte und dem die für die Museumssammlungen verantwortlichen Kurator_innen zuarbeiten mussten, konnte oder wollte sich nur vage äußern. Die Frage des unrechtmäßigen Erwerbs wurde weder bejaht (»Ob ein unrechtmäßiger Erwerb von Objekten vorliegt, kann nur im Einzelfall von den Staatlichen Museen geprüft werden«¹⁴), noch wurde sie komplett verneint (»Es kann deshalb nicht generell unterstellt werden, dass alle Sammlungen aus anderen Kontinenten unrechtmäßig erworben wurden«¹⁵).

An dem Umgang mit Herrmanns kleiner Anfrage werden zwei Aspekte deutlich: Zum einen offenbart sich in der Antwort, dass es auch im Jahr 2013 wenig gesicherte Erkenntnisse über die Provenienz der Sammlungsbestände am Ethnologischen Museum gibt. Dies steht im Kontrast zu den Beteuerungen der Rechtmäßigkeit der Besitzverhältnisse, wie sie andernorts gerne gemacht werden.¹⁶ Die Aussage »kann nur im Einzelfall geprüft werden« deutet zum anderen darauf hin, dass die institutionellen Ambitionen und Ressourcen, sich

13 Abgeordnetenhaus Berlin: Drucksache 17/12 360, 17. Wahlperiode, veröffentlicht am 23. Juli 2013.

14 Ebenda, S. 2.

15 Ebenda, S. 1.

16 So schrieb Hermann Parzinger in einer Werbebroschüre für das Humboldt-Forum 2011 über die Hochzeit der ethnographischen Sammeltätigkeit unter dem Direktor des Berliner Völkerkundemuseums, Adolf Bastian: »Damals entstand das wissenschaftliche Fundament des Ethnologischen Museums in Berlin, und es entstand auf legale Weise. Die Berliner Museen sind deshalb rechtmäßige Besitzer ihrer Bestände.« Hermann Parzinger, Das Humboldt-Forum. »Soviel Welt mit sich verbinden als möglich«, Aufgabe und Bedeutung des wichtigsten Kulturprojekts in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts, hg. von der Stiftung Berliner Schloss-Humboldtforum, Berlin 2011, S. 31.

mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, nach wie vor nicht sonderlich groß sind.¹⁷ Im Rahmen dieser Diskussion erscheint die Aufzählung der Objektkonvolute dann in einem anderen Licht. Während in den üblichen Projektdarstellungen die Sammlungen des Ethnologischen Museums sehr häufig unter Nennung ihrer Größe vorgestellt werden, eignet sich diese im Kontext der Antwort auf die Kleine Anfrage plötzlich weniger als Ausweis für museales Prestige. Dennoch bleiben die öffentlichen Bewerbungen des Projekts von einem großen Stolz auf die Größe der Sammlungen getragen, die weiterhin als Ausweis der kulturpolitischen Bedeutung der Museen – und letztlich auch Berlins und Deutschlands – herangezogen wird. Und auch die alltägliche Museumsarbeit der Kurator_innen – und so auch die Planung für die Ausstellungen im Schloss – ist von dem Versprechen der Vollständigkeit geprägt, wie sie die Aufzählungen der Sammlungskonvolute suggerieren.

Von den Sammlungen her denken

In der konkreten Ausstellungsplanung fürs Humboldt-Forum bilden die nach Kontinenten und Regionen unterteilten Sammlungen mit ihren unterschiedlich großen Objektkonvoluten den Ausgangspunkt der thematischen Module. Hierbei spielt die Idee der Repräsentativität eine große Rolle, wie ich an folgendem Beispiel zeigen möchte. In dem ersten umfangreichen Konzept für die Ausstellungen des Ethnologischen Museums im Humboldt-Forum, das 2008 erarbeitet und Ende 2011 erstmals zur Gänze veröffentlicht wurde,¹⁸ skizziert der für die Abteilung »Südsee und Australien« verantwortliche Kurator Markus Schindlbeck das Modul »Kulturen Melanesiens« so:

17 Dies bestätigt Peter Junge in einem Interview für ein Feature im Januar 2014 im Fernsehsender Arte bezüglich seiner Afrika-Abteilung mit folgenden Worten: »Was wir nicht machen bei dieser riesigen Sammlung, ist eine systematische Provenienzforschung. Das ist bei der personellen Ausstattung einfach nicht möglich.« Berlin: Kunstwerke aus Kolonialzeit. Arte, 5. Januar 2014, <http://videos.arte.tv/de/videos/berlin-kunstwerke-aus-kolonialzeit--7753980.html> (zuletzt aufgerufen am 21.4.2014).

18 Jorge Luis Borges, *There Are More Things*, in ders., *Collected Fictions*, London 1999, S. 932–946, online hier: https://posthegemony.files.wordpress.com/2013/02/borges_collected-fictions.pdf.

Anhand der Kulturen vom Sepik-Gebiet (mit ca. 200 Objekten) und von Neuirland (ca. 200 Objekte) sollen in sich geschlossene Einheiten von Ethnien gezeigt werden, mit allen Gegenständen des Alltags und des Zeremoniallebens. Hier werden auch Gegenstände der Gegenwart in ihrer heutigen Nutzung einbezogen, d. h., es soll gezeigt werden, wie verschiedene Materialien, aber auch Objekttypen verschiedener Herkunft in einer Kultur integriert sind. Wie oben dargelegt, bilden die Sammlungen aus diesen Gebieten unsere Kernbereiche, bei denen aus dem Vollen geschöpft werden kann.¹⁹

In diesem kurzen Text vollzieht der Autor gleich mehrere elementare Setzungen. In der Formulierung des Vorhabens, »in sich geschlossene Einheiten von Ethnien« zu präsentieren, wird die für die Geschichte der Ethnologie viel kritisierte Klassifikationspraxis tradiert, die Objekte als für bestimmte *Stämme* oder *ethnische Gruppen* typisch klassifiziert. Dabei wird der homogenisierende Containerbegriff von Kultur genauso weitertradiert wie der Mythos, dass sich gesellschaftliche oder kulturelle Zusammenhänge überhaupt mittels einzelner Objekte oder Objektbestände repräsentieren ließen.²⁰ An der Beschreibung des Vorhabens wird deutlich, wie sehr die koloniale Aufteilung der Welt in geographische Regionen und in sich geschlossene Ethnien in die Ordnung der Sammlung selbst eingeschrieben ist. Es ist dabei sammlungsgeschichtlich kein Zufall, dass beide genannten Kontexte – das Sepik-Gebiet und Neuirland – eng mit der deutschen Kolonialgeschichte verbunden sind.²¹ Die modulare Struktur, die die geplanten Ausstellungsflächen im Humboldt-Forum nach geographischen Einheiten trennt, macht das Museum erneut zum Ort der Visualisierung räumlich abgegrenzter, kulturell homogener, historisch unspezifischer *Anderer*. Die Repräsentationslogik ist dabei getragen

19 Ethnologisches Museum Berlin: Konzept zur Präsentation der außereuropäischen Sammlungen im Humboldt-Forum 2008, in: König/Scholz 2011, S. 113–185, S. 137–138.

20 Vgl. bezüglich dieser ethnologischen Klassifikationspraxis die prominente Kritik des Kunsthistorikers Sidney Littlefield Kasfir, *One Tribe, One Style? Paradigms in the Historiography of African Art*, in: *History in Africa* 11 (1984), S. 163–193.

von dem Anspruch der Repräsentativität: Die Auswahl der Themen und Objekte leitet sich nicht aus Fragen an die Sammlungen ab; sie wird vielmehr aus den vorhandenen Beständen selbst begründet. Mit dieser Herangehensweise bewegt sich der Kurator auf einem Terrain ethnologischer Museumspraxis, das bezüglich ihrer positivistischen Herangehensweise nicht nur in museumswissenschaftlichen Kontexten, sondern auch im Feld der Ausstellungspraxis selbst auf eine längere Tradition der kritischen Auseinandersetzungen blickt.²² Schindlbecks Herangehensweise steht in einem interessanten Widerspruch zu seiner eigenen Forschungs- und Publikationstätigkeit, in der Fragen des kolonialen Kontakts eine wichtige Rolle spielen. Von den Kurator_innen des Museums gehört er zu jenen, die sich besonders intensiv mit der Sammlungsgeschichte im kolonialen Kontext wie auch zur Zeit des Nationalsozialismus auseinandergesetzt haben.²³ So ist es naheliegend, dass die Kolonialgeschichte auch Thema seiner Ausstellung im Humboldt-Forum sein soll. Schindlbeck beschreibt das Modul »Objekte aus Mikronesien in der kolonialen Begegnung« so:

Anhand der Sammlungen von den Marianen, Karolinen, Marshall-Inseln und Nauru soll auf die Auswahl von Gegenständen, die Typisierung von Kulturen, die Produktion für die Fremdherrschaft und die koloniale Aneignung fremder Kulturen ein-

21 So geht die Sammlung Neuirland (heutiges Papua-Neuguinea) auf die »Deutsche Marine-Expedition« zwischen 1907 und 1909 in das seit 1885 unter deutscher Herrschaft stehende Kolonialgebiet zurück. Die Expeditionsmitglieder des Museums profitierten in sowohl finanzieller wie logistischer Hinsicht von Marine und Kolonialverwaltung, während sich Reichsmarine- und Reichskolonialamt von den Ethnologen wiederum Informationen über die BewohnerInnen versprochen. Anette Schade, Fotografieren und ethnografisches Arbeiten: Die »deutsche Marine-Expedition (1907–1909)« nach Neuirland (Papua-Neuguinea), in: Irene Ziehe/Ulrich Hägele (Hg.), *Fotografieren vom Alltag – Fotografien als Alltag*. Münster 2004, S. 117–147.

22 Vgl. für eine Diskussion der akademischen Debatten und ihrer Auswirkungen auf eine »post-narrative Museology«: Anthony Shelton, *Museums and Anthropologies: Practices and Narratives*, in: Sharon Macdonald (Hg.), *A Companion to Museum Studies*, Malden 2006, S. 64–80.

23 Vgl. zuletzt Markus Schindlbeck, *Gefunden und Verloren. Arthur Speyer, die Dreißiger Jahre und die Verluste der Sammlung Südsee des Ethnologischen Museums Berlin*, Staatliche Museen zu Berlin/Preußischer Kulturbesitz, Berlin 2012.

gegangen werden. Gegenstände aus Mikronesien werden in vielen Dauerausstellungen kaum oder gar nicht gezeigt; so fehlen sie z. B. in der neuen Ausstellung in Paris. Auch in Publikationen ist dieses Gebiet vollständig unterrepräsentiert, was vor allem mit der so genannten mangelnden Kunst zusammenhängt. Da ein größerer Teil der Sammlung aus ehemaligem deutschen Kolonialgebiet stammt und die Gegenstände von einzelnen deutschen Kolonialbeamten wie Georg Fritz oder Arno Senfft gesammelt wurden, kann hier einerseits auf ein vernachlässigtes ethnographisches Gebiet eingegangen werden, andererseits die Erwerbspolitik, die Teilnahme von Mitgliedern der Kolonialbehörden und die Interaktion zwischen Sammlern und Indigenen bis hin zu Bildung von Identität heute behandelt werden (Objektzahl ca. 100). Als ergänzende Ausstellungsvarianten könnten folgende Objekte oder Regionen im Wechsel gezeigt werden: mikronesische Enklaven; Fischerkulturen; Webarbeiten der Karolinen; Schmuck und Geldformen (Objektanzahl ca. 100).²⁴

109

Hier lässt sich ein zentrales Spannungsverhältnis feststellen: Der Autor formuliert einerseits den Anspruch, die koloniale Praxis der Aneignung und Typisierung zu thematisieren. Andererseits möchte er *anhand* der Sammlungen gerade solche *Gebiete* repräsentieren, die aufgrund einer angenommenen Minderwertigkeit der mit ihnen verbundenen Objekte in vielen Museen unterrepräsentiert seien. Letzteres Vorhaben konterkariert aber ersteres, da sich in dem Wunsch der Repräsentation bisher vernachlässigter Gebiete genau jene Typisierung manifestiert, die der Autor eigentlich reflektieren möchte. Seine Beschreibung des Moduls »Herrschaftszeichen und Göttersymbole« macht dies noch deutlicher: Wenn er von »zahlreichen und *zu den besten Sammlungen* gehörenden Objekte aus Hawai'i, aber auch die *systematische Sammlung* von den Marquesas-Inseln durch Karl von den Steinen und *ergänzend* Objekte von der Osterinsel aus Neuseeland und

24 Ethnologisches Museum Berlin 2011, S. 139.

Zentralpolynesien«²⁵ spricht, verharzt er deutlich innerhalb der Sammlungsordnung mit der in ihr festgeschriebenen Unterteilung in Regionen und Ethnien. Er verbleibt ganz grundlegend in einem Repräsentationsmodus, der *von den Sammlungen* ausgeht, und der dementsprechend kaum in der Lage ist, die ihnen eingeschriebenen Ordnungen zu hinterfragen oder gar zu unterminieren. Dieser Ansatz steht dem lange geforderten Paradigmenwechsel hin zu einem thematischen Zugang entgegen – oder, wie Wolfgang Kaschuba es formuliert hat – einem »konzeptuelle[n] Fort-Schritt von der ›Sammlung‹ zum ›Thema‹«²⁶. Er verharzt weiterhin in der Logik des Museums als einer Bildungseinrichtung, die ihren Besucher_innen Wissen *vermittelt*, anstatt eine reflexive Haltung gegenüber sich selbst einzunehmen und seine Parameter der Wissensproduktion zu reflektieren. Eben ganz im Sinne der das oben zitierte Ausstellungskonzept einleitenden »Vision«, die viel über das institutionelle Selbstverständnis verrät: »Die Vision für das Humboldt-Forum ist die Welt in der Mitte Berlins. ›Welt‹ bezeichnet hier die Welt außerhalb Europas. Sie in einem Hause zu ›beherbergen‹, unserem Bildungsauftrag gemäß vorzustellen und erlebbar zu machen, ist unser Ziel.«²⁷

Mit den ethnologischen Objekten gegen die Ordnung des Ethnologischen Museums?

Den hier diskutierten kuratorischen Sammlungs- und Objektverständnissen stehen mit den Ausstellungsprojekten des Humboldt Lab Dahlem in den letzten zwei Jahren verschiedenste Versuche

25 Ebenda, S. 138 (Hervorh. FvB).

26 Wolfgang Kaschuba, Aufgeklärter Kolonialismus: Eine heilbare Schizophrenie?, in: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2015.

27 Ethnologisches Museum Berlin 2011, S. 124.

28 Vgl. für eine Darstellung der Idee des Humboldt Labs sowie eine Übersicht seiner Projekte die Webseite <http://www.humboldt-forum.de/humboldt-lab-dahlem/> sowie den Blog unter <http://blog.humboldt-lab.de/> (aufgerufen 1.2.2015). Für eine Diskussion seiner Potenziale wie Limitierungen siehe Friedrich von Bose, Paradoxien der Intervention: Das Humboldt Lab Dahlem, in: Daniela Döring/Jennifer John (Hg.), Revisionen des Museums? Praktiken der Sichtbarmachung im Feld des Politischen, FKW // Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur, Nr. 58, 2015.

gegenüber, andere Zugangsweisen zu den Sammlungen zu erproben. Seit März 2013 finden in mehreren so genannten Probebühnen temporäre Ausstellungsprojekte innerhalb der Dauerausstellungen der Dahlemer Museen statt.²⁸ Während anfangs vonseiten vieler Kurator_innen der Museen eine große Skepsis gegenüber den zumeist von außerhalb kommenden Künstler_innen, Architekt_innen und anderer Akteur_innen vorherrschte, hat die Akzeptanz im Verlauf der sechs Probebühnen deutlich zugenommen und haben einige der festangestellten Museumskurator_innen selbst Projekte in diesem Rahmen durchgeführt. Während das Lab das große Potenzial hat, in die teilweise jahrzehntealten Dauerausstellungen zu intervenieren und die museale Ordnung von innen heraus mittels spielerischer Eingriffe zu irritieren, markiert es gleichzeitig für die beteiligten Museen – und für die Institution Museum überhaupt – einige wesentliche Spannungsverhältnisse. So ist es auf der einen Seite das Interesse eines der Hauptinitiatoren des Labs, des für die Inhaltsplanung des Humboldt-Forums verantwortlichen Schweizer Kulturmanagers Martin Heller, möglichst viele der in diesem Kontext gewonnen Erkenntnisse und Erfahrungen in die Ausstellungsplanung für das Humboldt-Forum eingehen zu lassen. Auf der anderen Seite steht die Verpflichtung der Kurator_innen gegenüber ihren Sammlungen: Gerade weil sich die Bedeutung der zumeist in Regionen und Kontinente aufgeteilten Sammlungen nach wie vor über die Anzahl und postulierte Einzigartigkeit der ihnen zugehörigen Objekte herleitet, und weil es den für sie verantwortlichen Kurator_innen dementsprechend wichtig ist, möglichst viele ihrer Objekte im zukünftigen Humboldt-Forum zu zeigen, stehen sich diese Interessen ein Stück weit konträr gegenüber. Heller möchte inszenieren, er will gegenwartsorientierte Ausstellungen machen, wie er in Projektpräsentationen immer wieder betont hat. Für ihn steht die Frage im Zentrum, »ob es möglich ist, einen neuen Typus von im weitesten Sinne künstlerischen Angeboten zu schaffen, der den Bedingungen des Sehens, Denkens und Verstehens im 21. Jahrhundert ebenso gerecht wird wie den mittlerweile selbstverständlichen, aber selten genug eingelösten Herausforderungen, vor die eine globalisierte Welt jede kulturelle Einrichtung

stellt.«²⁹ Demgegenüber steht das Interesse von Kurator_innen wie Schindlbeck, die Systematik der von ihnen betreuten Sammlungen zur Geltung zu bringen. Sie möchten *ihre* Regionen so repräsentativ wie möglich ausstellen – je weniger Objekte sie zeigen können, desto weniger Einblicke können sie dementsprechend geben und desto geringer ist die Chance auf eine adäquate Abbildung der Sammlungs-vielfalt und -qualität. In diesen beiden Positionen manifestieren sich zwei grundlegend miteinander in Konflikt stehende kuratorische Praktiken: Heller verantwortet keine eigene Sammlung; vielmehr sieht er es als seine Aufgabe an, eine Kohärenz in den Konzepten und der Ausstellungsgestaltung herzustellen. Es sind die größeren konzeptuellen Fragen, die für ihn im Zentrum stehen und an deren gelungener Umsetzung seine Arbeit einmal gemessen werden wird. Schindlbeck fühlt sich zuallererst seiner Sammlung gegenüber verpflichtet. Es geht ihm dabei auch um die Verantwortung gegenüber den Besucher_innen, die diese Sammlungen sehen wollen. Dabei steckt schon in dem mir gegenüber in zahlreichen Gesprächen immer wieder geäußerten Begriff des »Vorenthalten« der Sammlungen eine Wertung: Anstatt einen spezifisch thematischen Zugang einer Ausstellung zu beschreiben, charakterisiert sich diese in dem Vorwurf über ein Defizit, nämlich das Fehlen von Objekten.

An dem hier umrissenen Konflikt zeigt sich nochmals in zugespitzter Weise das Spannungsverhältnis, das bereits der kurze Blick auf die kulturpolitischen Rahmungen und kuratorischen Zugänge verdeutlicht hat. Während einige Kurator_innen durchaus offen gegenüber neueren Objektparadigmen und Ausstellungsformaten sind, verharret die Institution ethnologisches Museum – in Bezug auf die Bewerbungsrhetoriken der kulturpolitischen Repräsentant_innen wie auch den für die Ausstellungsplanung Verantwortlichen – in einem Verständnis, nach dem sich der Wert der Sammlungen über die Vielzahl und Repräsentativität ihrer Objekte herleitet. In diesem Zugang offenbart sich nochmals besonders deutlich die Problematik hinter der geografisch aufgeteilten Struktur des Museums. Nur in einer

29 Martin Heller, Das Humboldt-Forum: Ein deutsches Weltprojekt, in: DAMn° magazine #32 – Das Gute im Blick, das Böse im Griff, Nr. 824 (2012), S. 54–60.

solchen Organisationsstruktur ist diese Form des Nebeneinanders möglich, in dem jede_r Kurator_in eine für seine bzw. ihre Sammlung größtmögliche Repräsentanz im zukünftigen Humboldt-Forum herstellen will. Der mir gegenüber immer wieder angesprochene »Kampf um Quadratmeter« ist nur aus dieser institutionellen Logik heraus zu erklären. Dadurch ist der Raum für Überlegungen darüber, wie die Objekte jenseits ihrer geografischen Rahmungen zum Einsatz kommen, ja wie sie überhaupt gegen ihre bisherige Lektüre aktiviert werden können, bereits grundlegend eingeschränkt. Dabei ist doch genau dies angesichts der neueren Perspektiven auf materielle Kultur besonders spannend und wichtig: Die Spielräume zu schaffen, innerhalb derer die Dinge zu Akteuren werden; und innerhalb derer sie den Teufelshumor freisetzen können, von denen Vischer vor bald 140 Jahren sprach.

Die von Ruth Phillips kritisierte Persistenz der modernistischen Objektzentriertheit ist nur mit Blick auf die hier beschriebenen Logiken erklärbar. Insofern verweist der Titel *Die Macht der Dinge* auf eine konstitutive Ambivalenz: Ihnen wird eine *neue* Macht zugesprochen, ein Eigenleben; sie werden als Akteure in einem breiten Netzwerk betrachtet, zu dem ansonsten nicht nur Kurator_innen gehören, sondern auch Besucher_innen, die Räume und architektonischen Strukturen, Museumsangestellte, Aufsichts- und Reinigungspersonal.³⁰ Gleichzeitig wird an ihnen aber auch die weiterhin ungebrochene Resistenz gegenüber Forderungen einer Reflexivierung der Ausstellungspolitik und einer Öffnung gegenüber Perspektiven auf materielle Kultur manifest, die den Objekten ein *Eigenleben* auch jenseits der klassischerweise zugestandenen Eigenschaften als Repräsentanten anderer Kulturen zugestehen. Die Suche nach neuen Ausstellungsformaten muss sich mit genau diesen Logiken auseinandersetzen, wenn sie es mit dieser ambivalenten Macht der Dinge aufnehmen will. Vielleicht wäre dies ein passender Gegenstand für ein Labor im Museum?

30 Harrison 2013, S. 33; zum Verhältnis von Museumsaufsichten zur ausgestellten Kunst in Berliner Museen vgl. den Film von Lysette Laffin, Museumsaufsichten – Stehen zur Kunst, in: Friedrich von Bose/Kerstin Poehls/Franka Schneider/Annett Schulze (Hg.), Museum^x. Zur Neuvermessung eines mehrdimensionalen Raumes. Berlin 2012, DVD.

